

# Laibacher Tagblatt.

Redaction und Expedition: Bahnhofsgasse Nr. 15.

Nr. 29.

Pränumerationspreise:  
Für Laibach: Ganzj. fl. 2.40;  
Zustellung ins Haus wörtl. 25 kr.  
Mit der Post: Ganzj. fl. 3.22.

Freitag, 6. Februar 1880. — Morgen: Romuald.

Insertionspreise: Ein-  
spaltige Petitzeile à 4 kr., bei  
Wiederholungen à 3 kr., An-  
zeigen bis 6 Zeilen 20 kr. 13. Jahrg.

## Das Chamäleon der Krisis.

Wer heute in Oesterreich unter die Propheten gehen wollte, der hätte es weit schwieriger, als die Propheten des alten Bundes, welche keine gar zu weit blickenden Politiker zu sein brauchten, um zu erkennen, daß der kleine Staat des auserwählten Volkes selbst bei größter Anstrengung den Angriffen der mächtigen Nachbarn nicht auf die Dauer Stand halten könne. Insbesondere gleichen unsere inneren Verhältnisse jener sprichwörtlich gewordenen Baum-eidechse, welche je nach der Umgebung, in welche man sie bringt, auch verschiedene Farben annimmt. Was wurde nicht schon über den Beginn, die Ursachen, den Verlauf und den voraussichtlichen Ausgang der Krisis geschrieben — und wenn es schließlich auf die Beibringung thatsächlicher Belege ankommt, zerrinnen diese, sobald man sie gefunden zu haben glaubt, in ein Conglomerat von Gerüchten und Muthmaßungen. „Es gibt keine Ministerkrisis — so hatten die Officiösen erst jüngst behauptet, — das Coalitionsministerium beharrt auf dem Boden, den es von allem Anfang an betreten, und läßt sich nicht von seinen Versöhnungsgrundsätzen abbringen.“ Das klingt zwar nicht erfreulich, aber doch einigermaßen tröstlich. Nun kommen aber die frommen „Neuen Tiroler Stimmen“, thun den wehevoll kispelnden Mund auf und lassen sich wie folgt vernehmen: „Die Cabinetkrisis besteht, alle gegentheiligen Nachrichten sind unrichtig. Im Schoße des Coalitionsministeriums sind Differenzen ernster Natur zum Ausbruche gekommen. Dazu kommt die in neuester Zeit sehr entschieden auftretende Parlamentmehrheit, die in fest geschlossenen Reihen vorgeht und mit aller zulässigen Energie auf endliche Klärung der verworrenen Verhältnisse und der ungesunden Lage dringt.“ Zum Schlusse der Epistel gefällt sich der fromme Correspondent in folgender geheimnis-

voller Andeutung: „Was jedoch immer geschehen mag, so wird doch in den nächsten Tagen etwas in Ausführung kommen, worüber alle Conservativen, überhaupt alle Patrioten in Oesterreich und insbesondere die Tiroler hoch erfreut sein werden.“

Worin diese erfreuliche Wendung bestehen soll, darüber gibt der Prophet der „N. Tiroler Stimmen“ keine Aufklärung. Doch liegt eine übereinstimmend von officiösen und von nationalen Blättern gebrachte telegraphische Mittheilung vor, nach welcher Baron von Kriegssau bereits zum Cultusminister ernannt worden sein soll. Wer ist Baron Kriegssau? Wir haben bereits unseren Lesern mitgetheilt, daß derselbe, ein Schwager des Reactionsministers Bach, dem Grafen Belcredi bei seiner Verfassungssistierung als Sectionschef zur Seite stand. Das genügt, um dessen politische Richtung zu kennzeichnen, obgleich dem „Waterland“ Baron Helfert oder sonst ein eckfarbiger Clericaler lieber gewesen wäre. Wenigstens erklärt das Blatt der national aufgeputzten feudal-clericalen Reaction, daß die Rechte den neuen Cultusminister nur nach seinen Thaten beurtheilt werden. Nun, an Gelegenheit zu „Thaten“ wird es demselben nicht fehlen. Zunächst kann er die Wünsche der böhmischen Bischöfe erfüllen, ansonsten zu erwarten steht, daß die insulierten und gesalbten Hirten der Christenheit unter die Rebellen gehen und gegen die Gesetze des Staates predigen werden. Daß sich auch die „Rechte“ für die Wünsche des böhmischen Episcopats interessieren, geht aus der Meldung hervor, daß Fürst Alois Sichtenstein im Abgeordnetenhause einen Antrag auf Revision der Schulgesetzgebung einbringen wird, einer Revision, welche die Schonung der religiösen, nationalen und sittlichen Gefühle als höchstes Princip hinstellt.

Es ist kaum anzunehmen, daß Stremayr in einem Ministerium bleiben würde, das sich zur

Beseitigung unserer Schulgesetze herbeiließe. Diesbezüglich wird auch in Abgeordnetenkreisen versichert, daß im Falle der Ernennung des Herrn v. Kriegssau zum Unterrichtsminister Herr von Stremayr und wahrscheinlich auch der Handelsminister Korb-Weidenheim und der Landesvertheidigungsminister Herr v. Horst aus dem Cabinet scheidend würden. Die Regierung würde somit, trotz aller officiösen Gegenversicherungen, den Charakter der Coalition, den sie bis jetzt angenommen hat, vollständig ablegen und eine Gestalt annehmen, wie sie der Rechten des Hauses entspricht und genehm ist. Die Bemühungen des Grafen Taaffe, Herrn v. Stremayr als Justizminister in dem so neugebildeten Ministerium zu erhalten, werden als ganz erfolglos geschildert.

Wir haben im Vorliegenden den Stand der Ministerkrisis auf Grund der eingelaufenen neuesten Meldungen geschildert. Ob aber das heute Gesagte nicht schon morgen als veraltet gelten kann, können wir ebensowenig errathen, wie die endgiltige Farbe, mit welcher das Ministerium Taaffe nach Erfüllung seiner Tage aus dem Leben scheidend wird.

**Oesterreich-Ungarn.** In der gestrigen Sitzung des Abgeordnetenhauses kam der Antrag des Abgeordneten Löblich betreffs Reform der Gewerbegesetzgebung zur Sprache. Nach dem Vorschlage des Antragstellers ist der Gewerbe-Ausschuß zu beauftragen, die von der Regierung vorgelegte Novelle zur Gewerbe-Ordnung derart zu ergänzen, daß dem Hause ein alle Zweige der Gewerbegesetzgebung umfassender Gesetzentwurf unterbreitet werde. Zweiter Gegenstand der Tagesordnung war die Grundsteuernovelle. Man glaubt, daß die Angelegenheit endlich einmal, trotz des Widerstandes der Polen und der Feudalen, zum Abschlusse gelangen wird, nachdem die mährischen

## Feuilleton.

### Geprüft und bewährt.

Roman von Otfried Nylus.

(Fortsetzung.)

Onkel Rudolf umfieng sie mit beiden Armen und drückte sie an sich, faßte dann ihr Köpfchen zwischen seine beiden Hände, küßte sie freundlich auf die Stirn, sah ihr tief in die Augen, und in seinen eigenen Wimpern erglänzte ein verrätherisches Raß.

„Du gleichst ihm ganz, Melanie!“ flüsterte er. „Es sind seine Augen, seine Buge, selbst deine Stimme erinnert an ihn. Mir war es schwer und leicht ums Herz, Kind, denn Heimat ist ja immer Heimat, und ich habe ein verlassenes Leben geführt. Ich hatte immer gehofft, meinen Bruder noch am Leben zu treffen, der noch fünf Jahre jünger war als ich; aber seine zweite Frau hab ich allerdings nicht in Rechnung genommen — jene schlaue, berechnende Sophie Neudorfer. — Ah, da ist sie schon, wie es scheint,“ unterbrach er sich, als die heftig gerührte Hausglocke zweimal hallend durch das nächtlich stille Haus tönte. „Geh, mein Kind, laß sie ein und sag ihr, wer der Mann ist, den

sie im Waschhause betten wollte und der sie noch heute Nacht zu sprechen wünscht.“

Einige Minuten später betrat die Majorin das Krankenzimmer, in einen kostbaren Pelz gehüllt, mit Geschmeide behangen, das Gesicht hoch geröthet, und maß forschenden Auges und argwöhnisch den Kranken, auf welchen sie den vollen Strahl der Carcellampe in ihrer Rechten fallen ließ.

„Aha, Sie zweifeln offenbar, Schwägerin Sophie, daß ich wirklich der verschollene Rudolf sei, der jetzt als der verlorene Sohn heimkehrt,“ sagte Onkel Rudolf beinahe barsch. „Sie erkennen natürlich in dieser Menschenruine nicht mehr den ehemaligen schmucken, leichtsinnigen Dragoner-Officier?“

„Nein, keine Spur mehr von ihm!“ erwiderte die Majorin kurz. „Ihre Behauptung ist eine lähne und befremdliche. Mein Schwager Rudolf ist für uns seit so langen Jahren verschollen, daß seine Heimkehr zwar nicht unmöglich, aber doch unwahrscheinlich erscheint. Sie werden mir also nicht verdenden, guter Mann, wenn ich wenigstens diese Heimkehr für kaum wahrscheinlich halte, und wenn ich Sie erst dann als Verwandten begrüße, nachdem Sie . . .“

„Die Identität Ihrer Person nachgewiesen haben werden, nicht wahr?“ fiel er ihr kalt und

etwas höhnisch in's Wort. „Ich finde diese Behauptung von Ihrer Seite ganz begreiflich, Frau Schwägerin. Sophie Neudorfer war noch zu jung, als ich wegen Schulden und leichtsinniger Streiche quittieren mußte und in die weite Welt gieng, als daß sie sich meiner zu erinnern beliebte, umso mehr, als ich meinen Bruder Ferdinand stets vor ihr warnte. Aber es gibt einige Beweismittel, welche Ihre Zweifel beschwichtigen werden, Frau Schwägerin, — zum Beispiel diesen fehlenden Goldfinger an der rechten Hand, den mir Graf Haindorf damals im Duell wegen Helene von Bergnier abgehauen; dann einen gewissen Brief, den ich an meinen Bruder vor sechs Jahren aus Odeffa geschrieben und der mich mit Ferdinand entzweite, wie Ihnen wohl bekannt sein wird; ferner das Zeugnis des Generalmajors von Halsbergen, den ich auf seinem Gute Weidach besucht habe, und von welchem ich soeben herkomme; und endlich . . .“

„Genug, ich bin bereits überzeugt, Herr Schwager. Dieser verlorene Finger und die ausdämmende Erinnerung an Ihre einstigen Buge genügen mir schon!“ fiel ihm die Majorin mit verändertem Tone in die Rede. „Seien Sie mir willkommen, obwohl die Art und Weise, wie Sie sich einführten, einigermaßen originell ist. Aber Sie waren ja von jeher

Czechen, die Jungczechen und die bäuerlichen Mitglieder der Rechtspartei gesonnen sein sollen, mit der Verfassungspartei zu stimmen.

Im ungarischen Oberhause, wo es sonst niemals eine ernste Opposition gab, geht man an die Organisation einer regelrechten Oppositionspartei. 65 Magnaten sollen ihre Zustimmung bereits erklärt haben; weitere Erklärungen werden erwartet. Baron Sennyey ist aufgefordert worden, bei der Budgetdebatte im Hause zu erscheinen und die Führung der Opposition der Magnaten zu übernehmen.

**Deutschland.** Im Berliner Abgeordnetenhaus gab gestern die Berathung über das Budget des Cultusministeriums dem Führer des clericalen Centrums Anlaß, seine Wünsche betreffs der inneren Politik der Zukunft anzubringen. Windthorst erklärte, daß er nur durch einen vollständigen Wechsel der Anschauungen im Cultusministerium befriedigt werden könne. Bis jetzt liege keine officielle Mittheilung über die Verhandlungen mit der Curie vor; was er aber darüber erforscht habe, gebe zu großen Zweifeln bezüglich eines Erfolges der Verhandlungen Anlaß. Namentlich erscheine der Friede nicht möglich, wenn die Geistlichen vom Staat ernannt oder durch einen staatlichen Gerichtshof abgesetzt werden können. In einem Moment, wo man die Wehrkraft des Reiches vermehrt, sei der Friede aller Gemüther nothwendig, und für den Grafen Moltke habe der kirchliche Friede gewiß mehr Wert, als einige Armeecorps. Windthorst wendet sich schließlich an die Krone mit der Aufforderung, dem Volke Frieden zu geben. Auf diese Bemerkungen hin erklärte Cultusminister Puttkammer, daß er über den Inhalt der Verhandlungen mit der Curie nichts mittheilen könne und daß jede Aeußerung das Gegentheil von einer Herbeiführung des Friedens bedeuten würde. Ein Ausgleich mit der Curie werde nur stattfinden auf dem Boden der preussischen Landesgesetzgebung und unter Genehmigung der Landesvertretung. Der Ausgleich werde bei aller Schonung der kirchlichen Interessen und Bedürfnisse zum Endziel das Recht und die Interessen der preussischen Monarchie haben müssen. In Preußen dürfe keine auswärtige Macht an die Stelle der Staatsmacht gesetzt werden, und werde es daher zur Erlangung des Friedens großer Weisheit und Mäßigung von Seite der Regierung ebensowohl wie von Seite der Curie und der parlamentarischen Parteien bedürfen. Schließlich erklärte der Minister, daß der bekannte, Aufsehen machende Artikel der „Provinzial-Correspondenz“ unter seiner vollen Zustimmung publiciert worden sei. Der preussische Ministerpräsident könne sich nicht um alle Geschäfte anderer Ressorts kümmern und müßte die Initiative den Ressortministern selbst überlassen.

Die Officiösen strengen sich sehr an, die öffentliche Meinung über die neuen Steuerpläne der Regierung zu beruhigen. Sie erklären, es sei „bloß“ eine Börse-, Frau- und Quittungssteuer im Anzuge. Was die Wehrsteuer betrifft, so heißt es, es handle sich dabei keineswegs um die Wiederaufnahme der vor einigen Jahren geplanten Abgabe von den Loscheinen, sondern um eine erhebliche Besteuerung derjenigen kriegsdiensttichtigen Mannschaften, welche sich freilos. Es sei indessen noch fraglich, ob es gelingen werde, die Bedenken des Kriegsministers gegen dieses Steuerproject zu überwinden.

Im bairischen Landtage hat vorgestern die Berathung über den Etat zu Reichszwecken zu einer clerical-particularistischen Demonstration gegen die Novelle zum deutschen Militär-gesetz geführt. Von dem zur sogenannten „patriotischen“ Partei gehörigen Abgeordneten Doller wurde nämlich der Antrag eingebracht, den König zu bitten, der Novelle, soweit sie das Septennat verlängere und neue Lasten nach sich ziehe, im Bundesrathe nicht zustimmen zu lassen. Auf Vorschlag Jörgs wurde die Berathung des Etats vertagt, bis dieser Antrag gleichzeitig auf der Tagesordnung steht. Es ist so viel wie sicher, daß der Vorschlag Dollers mit Majorität angenommen werden wird; eine praktische Wirkung dürfte er nicht haben, da der König reichsverfassungsgemäß die Einflussnahme der Kammer auf das Votum der bairischen Bundesrats-Delegierten ablehnen kann; als Demonstration ist er aber jedenfalls beachtenswert.

Im bairischen Landtage hat vorgestern die Berathung über den Etat zu Reichszwecken zu einer clerical-particularistischen Demonstration gegen die Novelle zum deutschen Militär-gesetz geführt. Von dem zur sogenannten „patriotischen“ Partei gehörigen Abgeordneten Doller wurde nämlich der Antrag eingebracht, den König zu bitten, der Novelle, soweit sie das Septennat verlängere und neue Lasten nach sich ziehe, im Bundesrathe nicht zustimmen zu lassen. Auf Vorschlag Jörgs wurde die Berathung des Etats vertagt, bis dieser Antrag gleichzeitig auf der Tagesordnung steht. Es ist so viel wie sicher, daß der Vorschlag Dollers mit Majorität angenommen werden wird; eine praktische Wirkung dürfte er nicht haben, da der König reichsverfassungsgemäß die Einflussnahme der Kammer auf das Votum der bairischen Bundesrats-Delegierten ablehnen kann; als Demonstration ist er aber jedenfalls beachtenswert.

Nach Berliner Berichten wird das Ergebnis der Reise des französischen Botschafters St. Ballier nach Paris den Gradmesser für die Wärme der Beziehungen zwischen Paris und Deutschland abgeben. Graf de Saint-Ballier hat sich bestimmen lassen, provisorisch auf dem Berliner Posten zu bleiben, aber er hat seine Demission noch nicht zurückgenommen. Nachgerade scheint er des Provisoriums müde zu werden und geht ohne Zweifel nach Paris, um sich direct die Aufschlüsse über die Absichten des Herrn de Freycinet zu holen, von denen er seine Entschliessung abhängig machte. Sehr bemerkt wurde, daß der Graf in diesen Tagen eine mehrstündige Besprechung mit dem Reichskanzler hatte, auf Grund deren er ohne Zweifel in der Lage sein wird, den französischen Ministern reinen Wein

über die in Berlin herrschende Auffassung der Lage einzuschütten. Wenn Graf Saint-Ballier sein Entlassungsgesuch zurückzieht, so wird man aus dieser Thatsache schließen dürfen, daß er wenigstens davon überzeugt ist, daß es ihm möglich sein werde, die auswärtige Politik des Ministeriums Freycinet am Berliner Hofe zu vertreten, ohne seiner Vergangenheit untreu zu werden.

**Italien.** Nach einem dem „N. Br. Tagbl.“ zugegangenen Briefe ist die Lage des Ministeriums Cairoli keine beneidenswerte. Trotz des Pairsschubes, der sich nur auf die Ernennung von 22 Senatoren beschränkt, wird die Regierung im Senate nicht über die Majorität verfügen. Die an die neuerliche Berathung des Gesetzes über die Aufhebung der Mahlsteuer sich anschließende Debatte wird die allgemeine Finanzlage nicht außer Auge lassen können, jedenfalls ein Umstand, der nur zu Ungunsten des Ministeriums in die Waagschale fällt. Weiters verlautet, daß die Anhänger Crispis, Nicoteras und Cairoli nicht länger gesonnen sind, blind diesem oder jenem Führer zu folgen. Man kann also eine Zerfegung dieser Gruppen und eine neue der Regierung ungünstige Parteigruppierung erwarten.

Der Kriegsminister hat den Generalstab beauftragt, die nöthigen Studien behufs Errichtung von mehreren kleinen Forts am Gardasee und auf der Straße nach Niva zu machen. — Wenn Oesterreich seine Positionen in Südtirol vor den Gelüsten seiner wenig vertrauenswürdigen wälschen Grenznachbarn sichert, so hat das einen guten Sinn. Defensivmaßregeln der Italiener gegen Oesterreich haben aber wohl nur den Wert einer Demonstration.

**England.** Nach der Rede, welche der bekanntlich mit der irischen Bewegung sympathisierende oppositionelle Candidat Cowen vor den Wählern in Liverpool hielt, steht eine Spaltung der sogenannten liberalen Partei unmittelbar bevor. Im Gegensatz zu den Angriffen Gladstones auf die äußere Politik des Ministeriums Beaconsfield nahm Cowen, welcher dem radicalen Flügel der Liberalen angehört, die auswärtige Politik der Regierung in Schutz und bezeichnete sie als die beste, die England beobachten konnte. Die Haltung Englands während des russisch-türkischen Krieges, sagte er, war nothwendig und vernünftig; sie diente in hohem Grade dazu, Rußlands Pläne zu vereiteln; sie werde wahrscheinlich die Sicherstellung einer directen Route nach Indien erleichtern, und sie stärkte die Stimme Englands im europäischen Rathe. Wenn ferner Cowen erklärte, daß er zwar die Uniform, aber nicht die Bivré der liberalen Partei

excentrisch. Sie wissen ohne Zweifel bereits, daß unser guter Ferdinand, Ihr seliger Bruder, schon seit einer Reihe von Jahren todt ist?“

„Seit sieben Jahren, ja; Gott hab' ihn selig! Sie sind zum zweitenmale Witwe geworden, Guido Halsbergen sagte mir's. Armer Ferdinand!“

„Sie hegen ehedem ein Vorurtheil gegen mich, Schwager, und werden mir daher die Frage nicht verdrängen, was Sie eigentlich zu mir führt?“ entgegnete die Majorin in einem höflichen, leichten Tone, welche den Worten ihre kühle Bitterkeit nehmen sollte.

„Wie? dies begreifen Sie nicht, Schwägerin Sophie?“ versetzte er rauh. „Bin ich denn ein Eigener, ein Barbar? Si: es nicht ganz erklärlich, daß, wenn ein Mann nach einer Abwesenheit von beinahe dreißig Jahren in seine Heimat zurückkehrt, er sich sehnt, die Seinigen wieder zu sehen, also wenigstens die Kinder seines verstorbenen Bruders, seine einzigen Verwandten in der Welt? Je nun, ich dachte doch, dieses Motiv wäre verständlich genug. Aber freilich, wer den Bruder seines Vaters in einem eiskalten Wäschhause unterbringen will, dem darf man kaum so viel Rücksicht und Respekt für das Andenken eines Verstorbenen zutrauen, daß man den einzigen Bruder ...“

„Ihre Schlüsse sind voreilig und ungerecht, Herr Schwager!“ unterbrach ihn die Majorin ungeduldig; „hätten Sie sich mir gleich anfangs zu erkennen gegeben, so würde Ihnen gewiß der freundlichste Empfang und die beste Aufnahme zutheil geworden sein, die dieses sehr bescheidene kleine Landhaus nur bieten kann, denn Sie wissen ohne Zweifel nicht, daß Ihr seliger Bruder nur ein kleines Vermögen hinterlassen hat und daß wir ohne die large Pension vom Staat kaum unser Auskommen fänden.“

„Wirklich?“ fragte Onkel Rudolf sardonisch. „Je nun, für eine arme Officierwitwe leisten Sie fürwahr das Außerordentlichste in der Kunst, den äußeren Anschein in Wohlstand aufrechtzuerhalten. Ihre Toilette ist so reich und geschmackvoll, daß sich keine Generalsfrau deren zu schämen brauchte. Dies ist jedoch Ihre Sache, Schwägerin! Mir erübrigt nur noch, Ihnen die vage Befürchtung vom Herzen zu nehmen, als ob ich ein armer Landstreicher und nur hierher gekommen sei, um meine Füße unter Ihren Tisch zu strecken. Im Gegentheil; ich bin zwar nichts weniger als reich, aber habe so viel, um für meine bescheidenen Bedürfnisse gedeckt zu sein. Ich werde Ihnen nicht lange beschwerlich fallen, Frau Schwägerin.“

Wäre dieser verwünschte Rheumatismus nicht, den ich dem langen Liegen in Regen und Schnee und dem Schreck über den Unglücksfall von heute Abend verdanke, so würde all' das, was ich draußen auf dem Corridor aus Ihrem eigenen Munde gehört, mich längst bewogen haben, den Staub von meinen Füßen zu schütteln und mich hinunter in die Stadt zu schleppen, um ein anderes Unterkommen zu suchen.“

„Sie sind bitter und ungerecht gegen mich, Herr Schwager“, versetzte die Majorin lebhaft und in gewinnendem Tone. „Sie dürfen überzeugt sein, daß meine Aeußerungen, welche Sie so sehr betonen, nur einem wildfremden Menschen galten, nicht einem lieben Verwandten. Seien Sie nachsichtig und versöhnlich, lieber Rudolf! Lassen Sie uns Frieden machen und betrachten Sie sich hier wie zu Hause! — Noch einmal, seien Sie mir willkommen!“ rief sie und bot ihm ihre runde, von kostbaren Ringen strahlende Hand, von der sie den Handschuh abgenommen hatte und die er nun langsam ergriff und schüttelte. „Ich bin überzeugt, der vorurtheilsvolle Eindruck, den Sie von mir hingenommen, wird in den nächsten Tagen bei näherer Bekanntschaft schon schwinden; Sie werden mich von einer bessern Seite kennen lernen. Und zum Beweis dafür soll

tragen wolle, so ist damit wohl klar genug gesagt, daß die unabhängigen Elemente der liberalen Partei nicht gesonnen sind, für alle Zukunft die Träger des Größenwahnes ihrer Führer abzugeben, deren Haltung in Fragen der äußeren Politik längst den Spott aller Verständigen erregte.

**Bulgarien.** Wie man der „Presse“ aus Sophia schreibt ist die Unzufriedenheit des Volkes mit den herrschenden Zuständen eine ziemlich allgemeine und hat ihren Grund in den angeordneten Verwaltungs-, besonders aber in den sehr ungeordneten Justizverhältnissen. So seien z. B. die Justizorgane zum großen Theile aus Besarabien einberufene Bulgaren. Das Volk hasse aber diese Beamten, weil es weiß, daß sich früher die meisten derselben schämten, Bulgaren zu heißen, und eher für Griechen und Rumänen als für Bulgaren ausgaben.

Was den Ausfall der Wahlen für die Stupschina anbelangt, so sollen die Neugewählten ihrer Mehrzahl nach politisch unbekannte Persönlichkeiten sein. Es sei daher schwer anzugeben, welcher Partei der Sieg zugefallen ist. Außer sämtlichen Ministern befinden sich die Radikalen Karaweloff und Slavejoff unter den Gewählten. Für die Dauer der Abwesenheit des Fürsten Alexander, welcher nach Petersburg abgereist ist, wurde der Ministerpräsident, Erzbischof Clement, zum Regenten ernannt.

## Vermischtes.

— **Selbstmord.** Aus Znam telegraphiert man vom 5. d. M.: Heute erschoss sich hier ein Landwehrsoldat. Es ist dies der dritte Selbstmord von Garnisonssoldaten innerhalb zweier Wochen.

— **Frühling in Görz.** Man schreibt aus Görz vom 3. d.: Ein merkwürdiger Umschwung der Witterung hat sich hier innerhalb acht Tagen vollzogen. Wir sind in dieser kurzen Zeit vom Winter zum italienischen Frühling gekommen und haben des Mittags bereits 25 bis 27 Grad Celsius in der Sonne zu verzeichnen. Auf der Südseite des berühmten Franciscaner Klosters blühen wohlriechende Weischen in Hülle und Fülle, und aus den nahen Bergen von Lucenigo werden prachtvolle Bouquets von Moosrosen und Eriken zur Stadt gebracht.

— **Vom Bodensee.** Man schreibt aus Bregenz vom 2. d.: Das heutige Jubiläums-Eisfest wickelte sich in brillantester Weise ab. Vom heitersten Himmel begünstigt, belebten Scharen von Festtheilnehmern ebenso unabhäglich wie der Eisplan selbst die breite Eis-Heerstraße nach Lindau. Auf dem Festplatz selbst aber war namentlich bei Ankunft der Maskenzüge ein Gedränge, daß man be-

fürchtete, die Eisdecke würde die nach Tausenden zählende Menschenmenge kaum zu tragen vermögen. Es ergab sich jedoch nicht der geringste Unfall, und sobald Ordnung in das Chaos gebracht war, bewegten sich die in Masken erschienenen Schlittschuhläufer gleich einem immer weitere Bahnen ziehenden Carroussel um die in der Mitte placierte Musikkapelle. Selbstverständlich fehlten auch verschiedene Eiswirtschaften nicht, die ganz gute Geschäfte machten; die Jongleurs, Eskimos in Schlitten, Tanzbären, besonders die Gruppe der „sieben Schwaben“, die den Seehafen suchten, erregte viele Heiterkeit unter den Festtheilnehmern und Zuschauern. Auch die Presse hatte sich auf dem Eise etabliert und druckte die Jubiläums-Festzeitung. Den Höhepunkt erreichte das Fest, als bei eintretender Dunkelheit die leeren Petroleumtonnen, mit denen der Festplatz umstellt war, angezündet wurden und die Schlittschuhläufer ihre Fackeln und Lampen zur Hand nahmen. Von bengalischem Feuer in den verschiedensten Farben beleuchtet, führten diese ihre Evolutionen aus, während Raketen, Leuchtflugel und sonstiges Feuerwerk die Lüfte erfüllten. Das Fest fand damit seinen Abschluß.

— **Ein papierener Ordensstern.** Die in Hildburghausen erscheinende „Dorzeitung“ hat auf eigene Hand einen Orden gestiftet, dessen Stern sie, freilich nur gedruckt im Blatte, für hervorragende Leistungen auf dem Gebiete der Menschenfreundlichkeit zu verleihen pflegt. Die neueste derartige Verleihung lautet wie folgt: „Den größten \* hat der wackere Postbote Rosenauer aus Landshut verdient. Auf seinem mühsamen Gange durch Wetter und Sturm fand er mehrere Schulkinder, in tiefen Schneewehen vom Wege abgekommen, halb erfroren und dem sicheren Tode ausgesetzt. Da nahm er eines von den kleinen Mädchen auf den einen Arm, das andere auf den andern Arm und das dritte über sein Postfelleisen auf den Rücken; den größeren rief er zu: Tretet genau in meine Fußstapfen! Mühsam und leuchtend unter der vierfachen Last brach er sich Bahn Schritt vor Schritt durch den tiefen Schnee, und endlich kam er im Dorfe Lauterhofen glücklich an, wo er trotz seiner Riesenkraft (er war früher Kürassier gewesen) erschöpft zusammenbrach. Sein Name wird amtlich bekannt gemacht. Der Postvorstand hat ihm vor versammeltem Personal die Hand und in die Hand 50 Mark gedrückt.“

— **Raubanfall auf der Eisenbahn.** Telegramme aus Dignano melden, daß der Sectionsingenieur Herr Klupp, während er in Begleitung von fünf Männern die Bahn begieng, um den Bahnwächtern die Löhnungen auszubehalten, zwischen Babronich und Bucherich von sechs bewaffneten und maskierten Räubern überfallen wurde. Der Juge-

nier ist verwundet, doch glaubt man, daß auch die Angreifer verwundet seien. Die Räuber wurden in die Flucht geschlagen und das Geld gerettet. Die Gendarmen von Dignano begaben sich allso gleich zur Verfolgung und Auffuchung der Missethäter.

— Diejertage wurden die Passagiere eines Waggons der Berliner Pferde-Eisenbahn durch einen seltenen Gast überrascht. Ein Habicht verfolgte einen Sperling und gerieth dabei an eine Fensterscheibe und durch dieselbe in den Waggon. Als er auf der andern Seite einen Ausweg suchte, zerschmetterte er sich den Kopf und fiel tod auf die Sitzpolster.

## Local- und Provinzial-Angelegenheiten.

— **(Gefährliche Passage.)** Man schreibt uns: Trotz der wiederholten Mahnungen, dem Bestreuen der öffentlichen Wege mit Sand etwas mehr Aufmerksamkeit zu widmen, scheint man die betreffenden Anregungen der Localpresse doch nur als überflüssige Nergelien zu betrachten. Wenigstens befindet sich die Passage in der Steruallee noch immer in einem Zustand, welcher bei der Frequenz derselben geradezu unverzeihlich genannt werden muß. Allerdings werden hier und da in weiten Zwischenräumen ein paar Hände voll feinen Sandes ausgestreut. Eine solche Bestreuungsmethode ist aber in einem Orte wie Laibach, wo der allmorgentlich fallende Nebel Bäume und Wege mit einer oft zoll-dicken Schichte loserer Reifflocken überzieht, geradezu lächerlich. In wenig Stunden nach einer solchen Bestreuung ist der Weg ebenso schlüpfrig wie zuvor, zum großen Mißvergnügen insbesondere der Theaterbesucher, welche des Nachts diesen Weg passieren müssen. Erst gestern abends sind abermals einige Fälle vorgekommen, in welchen Personen auf dem schlüpfrigen Pfade ausglitten und zu Boden stürzten. Eine Dame hat sich bei dieser Gelegenheit eine nicht unbedeutende Contusion zugezogen. Angefichts der Nachlässigkeit, mit welcher von Seite der Stadtgemeinde die im Interesse der öffentlichen Sicherheit nothwendigen Maßregeln zur Gangbarerhaltung frequenter Passagen gehandhabt werden, ist es nicht zu wundern, wenn auch die meisten Hausbesitzer der Meinung sind, daß einige Hände voll feinen Sandes schon vollständig zur Bestreuung der glatten Trottoirs hinreichen. Der Einsender dieses erlaubt sich, die Redaction des „Laibacher Tagblatt“ auf diesen Uebelstand aufmerksam zu machen unter besonderem Hinweis darauf, daß bei dem hiesigen Nebelklima das Bestreuen der Wege mit Asche ober feinem Sand seinen Zweck verfehlt und daß man dabei zu grobem Sand greifen muß, wenn man

Ihnen sogleich unser behagliches Gastzimmer eingeräumt werden.“

„Nein, das ist unnütz! Lassen Sie Melanie droben schlafen und mich ruhig hier liegen, Frau Schwägerin!“ sagte er in seiner kurzen, trockenen Weise. „Soviel im allgemeinen für heute. Es ist spät, ich bedarf der Ruhe! Morgen ein weiteres! Gute Nacht!“

„Gute Nacht und baldige Wiedergenesung! Lassen Sie uns gute Freunde werden, Schwager Rudolf!“ sagte die stattliche Dame mit ihrem gewinnendsten Lächeln, reichte ihm nochmals die kleine Hand und rauschte dann hinaus, noch auf der Schwelle ihm grazios zuwinkend.

Rudolf Hellborn schloß die Augen und lag lange ruhig, stillen Gedanken hingegeben. Als er wieder aufblickte, sah er Melanie an seinem Bette sitzen und mechanisch stricken, aber die Augen fielen dem armen Mädchen beinahe zu.

„Geh' zu Bette, liebes Kind“, sagte er zu ihr. „In deinem Alter bedarf man des Schlafes. Allein, da fällt mir eben bei, daß ich dich ja verdrängt habe! Geh' hinauf und leg dich ins Gaststübchen!“

„Ich werde mich auf das Sopha in der Wohn-

stube betten, lieber Onkel! Mama hat mir nichts wegen des Dachstübchens gesagt“, entgegnete Melanie. „Und Sie bedürfen also nichts mehr? Ich soll nicht bei Ihnen wachen?“

„Nein, Kind, du sollst dich schlafen legen! Ich glaube wohl, daß du auch auf dem Sopha ruhig schlafen wirst, armes Aschenbrödel!“ sagte er. „In deinem glücklichen Alter und mit einem guten Gewissen schläft man auch auf Kieselsteinen gut. Dank' dir, Melanie! Gute Nacht!“

Am andern Morgen war Melanie als die erste im Hause munter, und ihr erster Gang galt dem kranken Oheim, der noch schlief und heftig transpirierte. Als er erwachte, hatte sie ihm das Frühstück schon auf den Ofen gesetzt und Feuer in demselben angemacht; sein kleiner Koffer und Reisejacke standen auf Stühlen dem Bette gegenüber, und ihre freundliche Frage nach seinem Befinden ergab einen beruhigenden Bescheid.

„Ich fühle mich etwas besser, Kind, aber es bedarf immer lange, bis ich mich von solch' einem Anfall erhole“, sagte er. „Ich werde mich nach der Stadt hinunterbringen lassen und mir ein Stübchen mieten, wo ich mich auscurieren lassen kann... Nein, nein, suche mir dies nicht auszu-

reden, Melanie! Will der Frau Schwägerin nicht im Wege sein. Arme Schluder von Verwandten sind allenthalben lästig; man sieht am liebsten ihren Rücken. Ihr habt ja so ein Ding von Lakaien oder Divrèediener hier; der soll mit nach Tisch einen Mietwagen aus der Stadt heraufbringen und ein Zimmer in einem bescheidenen Gasthose bestellen. Wenn ich in meinen eigenen vier Pfählen bin, werd' ich mich am schnellsten erholen.“

„Unter Mietlingen, lieber Onkel?“ fragte Melanie. „Warum bleiben Sie nicht hier? Ich muß mich recht dumm angestellt haben, weil Sie mit mir nicht zufrieden sind. Wenn ich etwas ungeschickt mache, bitte, so tabeln Sie es, aber bleiben Sie wenigstens hier!“

„Bei dir blieb' ich schon gerne, Kind, aber deine Mama und ich taugen nicht zusammen. Laß es gut sein, Kind! Dir bleib' ich immer dankbar verbunden. Aber ich bin ein mürrischer alter Mann und will meine eigene Weise haben. Bin ich für mich, so sollst du mich oft besuchen, nicht wahr?“

Gegen Mittag kam die Majorin in einer einfachen, aber eleganten Toilette, um nach ihrem Gast zu sehen. Dieser war aufgestanden, soß jetzt in bescheidener, schlichter Kleidung vor dem Ofen und

